

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 55 (1999)

Artikel: Richard Koch : einzelne Erinnerungen an Franz Rosenzweig
Autor: Koch, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richard Koch: Einzelne Erinnerungen an Franz Rosenzweig

Zur Einleitung

Franz Rosenzweig starb am 10. Dezember 1929 an amyotropher Lateralsklerose, einer unheilbaren, langsam fortschreitenden, neurologischen Erkrankung. Seit ihrem Ausbruch im Jahre 1922 behandelte ihn der Frankfurter Arzt Richard Koch (1882–1949), einer der bedeutendsten Medizintheoretiker und -historiker dieses Jahrhunderts.¹

Das Verhältnis beider beginnt indes bereits vor Rosenzweigs Erkrankung mit der gemeinsamen Arbeit am Freien Jüdischen Lehrhaus. Rosenzweig konnte Koch bereits in der Vorbereitungsphase für die Mitarbeit gewinnen. In dessen Veranstaltungen – freie „Unterhaltungen“ zu jüdischen Themen – sah Rosenzweig verwirklicht, was er sich unter dem Lehrhaus vorgestellt hatte: eine persönlich-offene, fragende Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft. Ohne sich eigens abzusprechen, lagen Koch und Rosenzweig im Verständnis der Aufgabe des Lehrhauses offenbar auf einer Linie, und über die Lehrhaustätigkeit hinaus verband sie eine Freundschaft.

Mit fortschreitender Krankheit Rosenzweigs prägte das Arzt-Patient-Verhältnis diese Freundschaft. Dabei traten Spannungen auf, deren Gründe im rein Persönlichen und in Kochs Behandlungsmethode lagen – gegen Rosenzweigs Lebensende leistete ein anderer Arzt das medizinische Tagesgeschäft, obwohl Koch offiziell verantwortlich blieb. Der Beginn der Behandlung nimmt sich hingegen ganz anders aus. Nach Kochs erster Untersuchung im Februar 1922 schreibt Rosenzweig an seine Mutter: „Koch [. . .] ist so herrlich, dass ich allen Ernstes dazu neige, dass Kranksein mit Koch schöner ist als Gesundsein ohne Koch.“² Besonders betont er, dass Koch „immer herrlich viel Zeit hat“.³ Später dagegen wirft er Koch vor, in ihm Hoffnungen zu nähren, die jeder realistischen Grundlage entbehrten – Rosenzweig spricht offen den Verdacht aus, Koch belüge ihn. Zudem beklagt er sich, dass Koch ihn nicht mehr ausserhalb seiner ärztlichen Tätigkeit besuche, seit die Muskelschwäche ihm das Sprechen unmöglich gemacht habe. Trotz dieser Entfremdung schreibt Koch im „Frankfurter Israelitischen Gemeindeblatt“ einen Nachruf auf Rosenzweig als dessen Arzt.

1936 floh Koch, nach Entlassung aus der Universität und Berufsverbot, in die UdSSR und lebte dort bis zu seinem Tode im kaukasischen Badeort Essentuki. Seine Rückkehr zum Judentum hatte – durch Rosenzweig bestärkt – bereits vor den 20er Jahren begonnen; in der Emigration vertiefte sich Koch in seinem Glauben. Dazu setzte

¹ Koch hat über Rosenzweigs Krankheit in seinem Aufsatz „Franz Rosenzweig und seine Krankheit“, in: *Der Morgen* 5 (1929), S. 562–582, berichtet. Für Rosenzweigs Perspektive vgl. den entsprechenden Zeitabschnitt in: Franz Rosenzweig, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften* Band I/2: Briefe und Tagebücher Band 2, hg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann, Den Haag 1979.

² Franz Rosenzweig, *Gesammelte Schriften* I/2, S. 751.

³ Franz Rosenzweig, *Gesammelte Schriften* I/2, S. 771.

er sich mit Rosenzweig und dessen Werk von neuem auseinander. In diesen Zusammenhang schrieb Koch die folgenden „Einzelnen Erinnerungen an Franz Rosenzweig“.⁴

Frank Töpfer, Urban Wiesing

Einzelne Erinnerungen an Franz Rosenzweig

1.

Von Franz Rosenzweig hatte ich nach meiner Erinnerung nie etwas gehört, ehe er mir persönlich gegenüberstand. Ich weiß mich nicht einmal zu erinnern, ob er mir seinen Besuch angemeldet oder ob Eduard Strauß das getan hatte. Jedenfalls stand ich ihm eines Tages kurz nachdem er in Frankfurt eingetroffen war um die Zeit des Mittagessens in unserem schönen Salon am Flügel plötzlich und unvermittelt gegenüber. Ich erinnere mich nur daran, daß wir uns gegenüberstanden, nicht aber daran, ob wir uns schließlich gesetzt haben. Jedenfalls fand der entscheidende Teil der Unterhaltung im Stehen statt, was ganz gegen meine Gewohnheit und Neigung ist. Ich erinnere mich an seine senkrecht in die Luft stehenden blonden Haare, an seine mir damals unauffällig scheinenden Gesichtszüge, an seine blaugrauen Augen und an sein schroffes und unverbindliches, unbequemes aber nicht unsympathisches Wesen. Daran, daß dieser Mann mich stärker beeinflussen würde als vorher und nachher irgend ein anderer, dachte ich damals gewiß nicht. Er wollte meine Mitarbeit für das zu begründende Freie Jüdische Lehrhaus. Ich erwiderte, daß mir dazu alle Voraussetzungen fehlen. Er meinte, daß er gerade aus diesem Grunde meine Mitarbeit brauche. Er brauche einen Mann, der nichts von der Sache verstehe. Ich fragte, wie er sich eine solche eine Tätigkeit vorstelle. Er meinte, das sei ganz meine Sache, ich solle lehren, was ich wolle. Nach einigem hin und her hatte er mich gegen meinen Willen gewonnen. Es war eine kurze, von seiner Seite gewaltsame Unterhaltung.

2.

Diese Unterhaltung hatte natürlich ihre Voraussetzungen. Sie war vermittelt durch meinen, um ein Jahrzehnt älteren, intimen Freund Eduard Strauß. Die Freundschaft ging auf mein erstes münchener Semester im Sommer 1901 zurück. Diesem hatte ich einige Zeit vorher einen Brief über meine

⁴ Das Manuskript befindet sich am Lehrstuhl für Ethik in der Medizin der Universität Tübingen im Nachlass von Richard Koch, der dort zur Zeit wissenschaftlich erschlossen wird. Der Text erscheint hier um die letzten drei Seiten gekürzt.

Stellung zum Zionismus geschrieben. Ich hatte geschrieben, daß mir das Judentum eine zu große Sache schiene, als daß man es an das politische Schicksal eines Landes binden dürfe. Diesen Brief hatte Strauß Rosenzweig gezeigt und aufgrund dieses Briefes wollte mich Rosenzweig für das Lehrhaus.

Außerdem hatte ich kurz vorher in der jungen Hermann-Cohen-Loge einen Vortrag: „Zurück zum Judentum“ gehalten. Da ich damals sehr beschäftigt war, hatte der Vortrag kein Manuskript und keinen Merktzettel. Ich wußte zwar längst genau, was ich sagen wollte, aber Disposition und Form entstanden während der kurzen Fahrt im Taxi von meiner Wohnung nach dem Bau der Loge. Der Vortrag geriet. Da ich unbeschnitten und ohne Unterricht in der Hebräischen Sprache aufgewachsen, da das Judentum meiner Erziehung in kaum mehr bestanden hatte, als daß wir an den hohen Feiertagen die Schule nicht besucht und einige alte Tanten besucht hatten, war es ein langer Weg bis zu diesem Vortrag gewesen. Was ich damals als Judentum vortrug, war eine sehr abstrakte Sache und ohne jede Beziehung zum Zeremonialgesetz. Rosenzweig wird über diesen Vortrag von Strauß ein oder das andere Wort gehört haben. Wahrscheinlich hat er da kaum hingehört. Ihm war der Brief wichtig. Für mich aber trug dieser Vortrag dazu bei, daß ich zu der geschilderten Unterhaltung disponiert war.

3.

Meine Beziehung zu Rosenzweig wurde rasch und wie von selbst freundschaftlich. Seine Gesellschaft wurde mir lieb. Der Altersunterschied, ich war damals bereits 37 Jahre alt, spielte keine Rolle. Ich empfand ihn nicht als den jüngeren Mann. Aber er erschreckte mich immer wieder durch die Schroffheit seiner Ansichten. Ich erinnere mich, daß ich bald nach der Bekanntschaft mit ihm durch die Stadt (Frankfurt a. M.) ging. Wir unterhielten uns über das Christentum, das mir in seiner katholischen Form lieb und einigermassen vertraut war. Rosenzweig meinte scharf und hart: Christen sind mir ekelhaft, physisch ekelhaft. Mir waren seine reichlichen christlichen Beziehungen bekannt. So konnte ich ihn erst recht nicht verstehen. Er wollte offenbar Fäden, die mich an die Vergangenheit und an meine Umwelt banden, mit einem schmerzhaften Ruck zerreißen. Es kam ihm gerade auf die Verletzung an, nicht auf den Inhalt des Gesagten.

4.

Wohl in derselben Zeit ging ich einmal mit ihm in unsere Loge. Am Eingang sagte er: „Wenn ich in die Loge gehe, kommt es mir immer vor, als ginge ich zu erwachsenen Leuten.“

5.

Die erste Vorlesung, die ich von Rosenzweig hörte – es war in der Aula der Elisabethenschule an der Neuen Börse – , enttäuschte mich schwer. Er sprach miserabel. Wie ein Dorfschullehrer. Es war, als sei der ganze Reichtum seines Geistes von ihm gewichen. Vielleicht hatte er damals schon mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen. Aber ich kam nicht auf diese Vermutung. Ich dachte der Mann spricht schlecht und hat keine Lehrbegabung. In anderen Vorträgen ging es mir nicht besser. Später begriff ich den tiefsten Grund dieser Unzulänglichkeit. Er war seiner Umgebung längst über den Kopf gewachsen und hatte die Sprache all dieser höheren Töchter und gebildeten Herren verlernt, wollte sie auch nicht mehr sprechen, wollte aber trotzdem mit ihnen und zu ihnen sprechen und merkte, daß er vor einer unlösbaren Aufgabe stand.

6.

Nicht besser ging es mir in seinem hebräischen Sprachunterricht. Seine Methode begann für seine erwachsenen Schüler nicht schlecht. Diese kannten alle noch eine ganze Menge hebräische Worte aus der Umgangssprache. Teils solche, die in den allgemeinen Sprachgebrauch, besonders in Frankfurt, eingegangen waren, teils solche wie sie in jüdischer Gesellschaft, halb gehegt und halb verpönt, im Schwange waren. Von dieser behaglichen Basis verstieg er sich aber viel zu rasch in den kniffligen Bau der hebräischen Formenlehre, die starke Anforderungen an das Gedächtnis stellt. Ich konnte nicht folgen. Es ging mir alles viel zu rasch. Vielleicht hätte er im selben Tempo auch chinesisch gelernt. Ich nicht. Die anderen, meines Wissen, auch nicht. Ich kannte damals in meinem Fache von Krankenpflegepersonal und Medizinstudenten her, die Künste des Elementarlehrers. Von diesen hatte er keine Ahnung.

7.

Vollständig anders in der Lehrunterhaltung. Mir taucht ein Bild auf. Es war in meinem Bibliothekzimmer. Ich leitete eine Unterhaltung über allgemeine Biologie. Mein Plan war, zu zeigen, daß eine vernünftige Betrachtung des Baus und der Vorrichtungen der Lebewesen dem Fürwahrhalten der überlieferten Lehre nicht im Wege stünde. Es mochten etwa zwanzig Hörer, Schüler und Lehrer, junge Männer und junge Mädchen, vereinzelt ältere Herren und Damen anwesend gewesen sein. Ich saß hinter meinem grossen Schreibtisch, Rosenzweig nicht weit von mir in einem tiefen grünen Sessel, so daß ich ihn im Profil sah, etwas entfernter zu meiner Rechten Eduard Strauß mitten

unter den Schülern, während Rosenzweig diesem ins Gesicht sah. Ohne Verabredung waren wir Lehrer bemüht einander möglichst zur Geltung zu bringen und jedem einzelnen Schüler, auch dem scheuesten Geltung zu verschaffen. Keine Frage sollte ungefragt, keiner Antwort ausgewichen, kein Gegensatz bagatellisiert werden. Unsere Aufgabe war mehr die Unterhaltung anzuregen, ins Fruchtbare zu leiten, sie zu zügeln, als sie zu führen. Wir ließen uns von den Schülern ins Gespräch hineinziehen. Das Gespräch kam auf das Tischgebet, den Tischdank. Ich geriet mit Rosenzweig in einen Gegensatz über den Satz: „Der Du Speise gibst allem Fleische.“ Ich meinte aus einer heftigen Überzeugtheit, daß viele Menschen und Tiere hungern und verhungern. Ich war ganz fest davon überzeugt, daß dieses Argument ganz unangreifbar sei. Rosenzweig antwortete mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt: „Das spricht der, der gegessen hat, der Hungrige spricht es nicht.“ Von diesem Satz nähre ich mich bis zum heutigen Tag (27. 1. 48). Er hat mir z. B. die Psalmen erst verständlich gemacht. Der Satz hatte für mich eine mich umwandelnde Kraft. Aber der Satz leuchtete mir nicht unmittelbar ein. Ich habe lang an ihm gekaut.

8.

Ein anderes Wort: „Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele.“ (Ich persönlich glaube an etwas Unaussprechbares dieser Art und glaube, daß ich mich darin von Rosenzweig nicht unterscheide.)

9.

Ein anderes Wort: „Ehe der Messias kommt, muss sich erst eine biologische Umwandlung des Menschen vollziehen.“

10.

Ein anderes Wort: „Ich bete z. B. wenn ich einen neuen Anzug will.“

11.

Einmal sprachen wir darüber, daß er das Medizinstudium nach einigen Semestern aufgegeben. Er meinte: „Die Medizin ist noch nicht so weit. Es fehlt in der Biologie noch irgend etwas Entscheidendes, etwas uns bisher ganz Unbekanntes. Das muß erst entdeckt werden. Erst dann kann man Medizin treiben. (Da er von etwas uns Unbekanntem sprach, ist es müßig, sich den Kopf darüber zu verbrechen, was er wohl gemeint haben mag. Hingegen zeigt das Wort deutlich, wie wenig er an die Möglichkeit eines Weltbildes aufgrund eines abgeschlossenen Wissens glaubte. Es zeigt auch seine Weltzu-

gewandtheit und seinen Glauben an Vernunft und Wissenschaft und an den Fortschritt).

12.

Von seinem Freunde Rosenstock sagte er: „Ich bin das Unglück seines Lebens. Ich habe ihm seine besten Gedanken gestohlen.“

13.

Einmal erzählte er: „Ich habe in Heidelberg eine Doktorarbeit über Hegel und den Staat gemacht. Eine Arbeit wie man sie so macht. Heute würde ich so etwas nicht mehr machen.“ Als ich viel später das umfangreiche, gelehrte, gedankenreiche und gedankentiefe, glänzend geschriebene Werk in die Hand bekam, dachte ich an seine Worte und staunte.

14.

Vom „Stern“ sprach er, ehe er erschienen war: „Das Buch ist größer, als der Kerl, der es gemacht hat. So etwas gelingt einmal. Ich habe nun nichts mehr zu schreiben.“

15.

Später sagte er einmal vom „Stern“: „Das Buch wird einmal ins Hebräische übersetzt werden.“ Das war damals noch nicht so naheliegend wie heute.

16.

Er riet mir den „Stern“ mit dem zweiten oder dritten Teil anzufangen und den ersten rein gedanklichen erst danach zu lesen. Er meinte, der erste Teil sei auch nicht so wichtig. Wenn man aber schon philosophisch schreibe, dann müsse man es sich auch so schwer machen, wie er das getan. Nur das sei der Wert des ersten Teils.

17.

Um mir die Lektüre des Buches zu erleichtern, diktierte er Gritli Rosenstock in mein Exemplar Stichworte zu jedem Absatz. Er konnte damals schon längst nicht mehr schreiben.

18.

Das Buch faszinierte mich. Aber ich kam nicht mit ihm zurecht. Das Außerordentliche trat mir klar und deutlich entgegen. Aber ich verstand es nicht und war, mit dem, was ich damals mitbringen konnte, auch garnicht im stande es zu verstehen. Ich hätte es im günstigsten Falle falsch verstehen können. Ich habe den „Stern“ nach unserer Rückkehr nach dem von den

Deutschen besetzt gewesenen Essentuki im Kaukasus, erst allein für mich und dann zweimal meiner Frau vorgelesen. Viele Stücke habe ich sehr oft gelesen. Ich habe mir nun viel von dem Buch angeeignet. Im allgemeinen macht mir das Lesen „schwerer“ Philosophie keine besonderen Schwierigkeiten. Ich lese solche Bücher mit Anlage und Neigung und habe daran eine besondere Art von Freude, die manchmal hilft, wenn anderes versagt.

19.

Mit Rosenzweig habe ich niemals über einzelne Stellen des „Sternes“ gesprochen. Erstens, weil seine Sprachschwierigkeiten damals schon groß waren, zweitens weil ich nichts hatte, was schon reif zu einer Besprechung gewesen wäre und drittens und hauptsächlichstens, weil immer so viel anderes zu besprechen war.

20.

Rosenzweig hatte sehr gute, „wohlerzogene“ kasselerische, ungezwungene und selbstverständliche Manieren, die sich selbst zur Zeit des völligen körperlichen Verfalls noch in einer rührenden Weise zeigten. Dem hatte auch seine Sprache entsprochen, so lange man von einer solchen noch reden konnte. Er war ohne Glätte und Verbindlichkeit, aber, wenn er nicht gerade herb und schroff war, sehr höflich und freundlich, ohne daß man das liebenswürdig nennen konnte. Er war ein wenig steif und hölzern, ein wenig knabenhaft. Er hatte Sinn für Witz, Scherz und Humor und konnte bis tief in die Krankheit hinein herzerfrischend lachen. Er war für solche Dinge ein gutes Publikum.

Es ging von ihm nicht das seltsame Fluidum aus, das von neurasthenischen Menschen ausgeht und die andern nervös macht. Er war ganz frei von dieser unangenehmen Eigenschaft so vieler Intellektueller. Es war, wenn man gerade in Frieden mit ihm lebte, behaglich in seiner Gegenwart. Sogar auch, wenn dies nicht der Fall war. Er war gut und sorgfältig, aber ganz unauffällig, nicht einmal elegant, gekleidet. Er muß ein besonders schönes Kind und ein schöner Knabe gewesen sein.

Als ich ihn kennen lernte, fiel er weder durch Schönheit, noch Stattlichkeit auf, sondern war unauffällig. Man hätte ihn für einen Schullehrer halten können. Für einen Juden hätte man ihn nicht gehalten. Aber ich habe jetzt unter Ostjuden diesen schmalen, blonden, blauäugigen, steilstirningen Typ mehrfach beobachtet. Hie und da sah ich einen Juden, der Rosenzweig auffällig ähnlich sah.

21.

Er ließ jeden Menschen gelten, soweit man ihn irgend gelten lassen konnte. Aber er gab jedem sein Maß.

22.

Manchmal sprachen wir über den Zionismus. Ich sprach von der Möglichkeit, daß der Tempel wieder gebaut werden könne. Da wurde er bitterböse.

23.

Etwas später, aber er konnte noch selbst sprechen, meinte er, der Zionismus sei doch vielleicht auch einer der Wege des Volkes in die Zukunft. Man müsse auch diesen Weg offenhalten.

24.

In einer viel späteren Zeit, er konnte schon nicht mehr sprechen, war in seiner Gegenwart davon die Rede, die Jüdischen Frauen sollten öffentlich keine Pelze, keine Perlenketten, keine auffälligen Edelsteine mehr tragen, weil das Antisemitismus mache. Er meinte sehr schroff: „Sie sollen es tragen, solange sie es noch können.“ Diese Worte fielen mir später oft ein. Ich glaube er hat sich das Grauen der kommenden Jahre genauer ausgemalt, als wir anderen. Dafür sprechen auch die Bestimmungen für die Befestigung seines Grabes, über die er sich mir einmal mit einem wahren Behagen aussprach. „Sie sollen sich ärgern.“

25.

Ich erinnere mich ganz genau, glaube mich bildhaft genau zu erinnern, wie er mir seine Krankheit entdeckte. Ich habe das vor langen Jahren schon einmal beschrieben und mit seiner Krankheitsgeschichte im „Morgen“ veröffentlicht, was mir damals viele Leute übel nahmen. Ich will es heute wiederholen, schon um zu kontrollieren, ob sich starke Verschiebungen in meiner Erinnerung vollzogen haben. Der Aufsatz ist mir seit vielen Jahren unzugänglich und ich glaube ihn nach seinem Erscheinen, nicht wieder gelesen zu haben.

Er hatte mich um die Mittagszeit besucht und wir hatten angelegentlich über dies und das geplaudert. Dann begleitete ich ihn heraus. Am Haustor blieb er stehen und sagte leichthin aber fest und ernst, ich solle ihn untersuchen. Er beobachte eine eigenartige Krankheit an sich. Wir gingen wieder in meine Wohnung. Er beschrieb mir sehr genau gewisse Geh- und Sprechstörungen. Ein sehr bedeutender Neurologe habe ihn schon untersucht und eine „Multiple Sklerose“ festgestellt. (Das ist eine herdförmige

Erkrankung von Gehirn und Rückenmark, die zu krampfartigen Lähmungen beider Beine, zu Sprachstörung, Augenzittern und Verblödung zu führen pflegt und sich über sehr viele Jahre hinzieht.) Ich untersuchte ihn und stellte fest, daß er nicht an dieser Krankheit litt sondern an „Amyotrophischer Lateralsklerose mit Bulbärparalyse.“ (Das ist ein Schwund der ganzen motorischen Bahn des Zentralen Nervensystems vom Muskel über das Rückenmark und verlängerte Mark bis zu einem Teil der Hirnrinde. Die Krankheit führt zu einer Lähmung des ganzen Körpers mit Muskelschwund, zu Sprach-, Schluck- und Atemlähmung. Der Intellekt bleibt erhalten. Die Krankheit endet nach wenigen Jahren tödlich. Die Ursachen der multiplen Sklerose und der amyotrophischen Lateralsklerose sind unbekannt. Sie sind beide unheilbar).

Rosenzweig nahm diese Entscheidung sehr gefaßt, ja mit einer eigentümlichen ernsten Heiterkeit hin, wie ich das auch sonst gelegentlich in vergleichbaren Fällen, vielleicht nicht einmal allzu selten, beobachtet habe. Er meinte nicht lange darnach – nach meiner Erinnerung in seiner Wohnung: „Ich habe das mit biographischer Sicherheit vorausgewußt.“

Ich fragte natürlich schon bei dieser ersten Untersuchung Rosenzweig nach vorausgegangenen Erkrankungen, insbesondere aber nach Enzephalitis epidemica und Gehirngrippe, denn wir hatten 1917 eine schwere Epidemie der ersten, erst damals von den Ärzten klar erkannten, Erkrankung und dann eine geradezu fürchterliche Grippeepidemie mit schweren Gehirnerscheinungen erlebt. Ich hatte von beiden Krankheiten sehr viele Fälle gesehen, da ich in diesen Jahren das städtische Filialkrankenhaus Kronenhof, eine interimistische Schöpfung, leitete. Ich hielt es auf grund gemachter Erfahrung und aus allgemein pathologischen Erwägungen für wohl möglich, daß sich auch Erkrankungen wie die vorliegende auf diesem Boden entwickeln könnten. Ich fand diese Meinung auch später in der Literatur auf grund einzelner Beobachtungen bestätigt. Rosenzweig erzählte nun, er habe an der Front eine sehr schwere Grippe durchgemacht und sich „gesund geschlafen.“ Das war also eine sogenannte „Schlafgrippe“, eine Gehirnentzündung gewesen. Ich folgerte daraus, daß die vorliegende Krankheit sehr wohl eine Folge der Schlafgrippe sein könne und daß man dann nicht mit derselben Sicherheit eine so ganz ungünstige Prognose stellen könne als bei den altbekannten Formen ohne bekannte Ursachen. Die Folgeerscheinungen der Schlafgrippe an Gehirn und Rückenmark könnten in jedem Stadium zum Stillstand kommen und sich auch weitgehend zurückbilden. Der ganz ungewöhnlich lange Verlauf der Krankheit Rosenzweigs hat dann diese, meine, Vermutung bestärkt und ihr einen ziemlichen Grad an Wahrscheinlichkeit gegeben.

Ich machte Rosenzweig auf diese Möglichkeit aufmerksam und versuchte ihm damit eine Hoffnung zu geben. Ich habe dann später hartnäckig an dieser Theorie festgehalten und wurde noch hartnäckiger, als der Verlauf sich unerwartet über Jahre und Jahre hinzog und auch allerschwerste Atemstörungen mit Erstickungsgefahren überwunden wurden.

Rosenzweig hat mir dieses Verhalten sehr übel genommen und es hat eine Entfremdung, ja eine Art Feindschaft zwischen uns herbeigeführt.

Ich blieb trotzdem, so schwer das auch war, hartnäckig, denn ich kannte die Seelen der Kranken besser, als er sich selber kannte. Ich gebe ihm mit allem Recht, was er sagte, meinte, dachte und empfand, mit all seinem Groll und sogar mit all der Verachtung, die er mir entgegenstellte. Ich weiß, daß ich ihm mit meinem Verhalten einen Dienst geleistet habe. Es ist mir in ähnlichen Fällen ähnlich gegangen. Auch heute im Alter mache ich es mir noch immer nicht bequem. Die Seele des dem Tode verfallenen Kranken ist eine andere als die der anderen Menschen. Sie ist weit gespaltener als die der anderen. Sie ist nur dem Arzte verständlich. Der dem Tode verfallene Kranke will leidenschaftlich die Wahrheit wissen und klammert sich ebenso leidenschaftlich bis zum letzten bewußten Atemzug an die Hoffnung. Es gibt von dieser Regel allerlei Ausnahmen, vor allem bei melancholischen Zuständen und im Greisenalter sowie bei unerträglichen Schmerzen, aber auch in diesen Fällen durchaus nicht immer. Ich habe den Zustand Rosenzweigs nicht unter diese Ausnahmezustände gerechnet und hatte dafür gute Gründe und sichere Anhaltspunkte. Das Verhängnis war nur, daß ich Arzt und Freund in einer Person war. Aber das war mein Verhängnis, nicht seins.

26.

Im Anfang fühlte sich Rosenzweig in seiner Krankheit fast glücklich und behaglich. Das konnte nicht so bleiben.

27.

Später, aber als er noch sprechen konnte, sagte er einmal sehr böse: „Man hält mich für unglücklich. Man bemitleidet mich. Dazu hat keiner das Recht. Niemand weiß, ob ich nicht vielleicht glücklich bin. Das weiß nur ich.“

28.

Obwohl nun das ärztliche Verhältnis mit Notwendigkeit mehr und mehr zu einer Entfremdung führen musste, ging das doch sehr langsam, denn die Freundschaft und unsere Naturen wirkten dem entgegen. Trotz aller Schwierigkeiten freute ich mich, um der Freundschaft und um des Zaubers seiner

Persönlichkeit willen, auf jeden ärztlichen Besuch. Auch nachdem Rosenzweig längst nicht mehr sprechen sondern sich nur in der uns bekannten Weise verständlich machen konnte, hatte ich immer nach wenigen Minuten all diese Behinderungen vergessen und genoß das Glück seiner Unterhaltung nicht anders, als wenn ich einem sprechenden Menschen gegenüber säße. Er reagierte auf jede Nuance und äußerte sich im höchsten Grade nuanciert. Er hatte für alles und jedes Interesse und nahm jede Geschichte und vor allem alles Lustige und Komische geradezu dankbar auf und mir war es oft, als ob der so grausam leidende Mann noch lache wie in gesunden Tagen. Weder an seiner Freundlichkeit noch an seiner Herbheit und Schroffheit hatte sich etwas geändert. Aber seine Persönlichkeit wuchs und wuchs. Ich habe in den über vierzig Jahren meiner ärztlichen Tätigkeit, obwohl ich sehr viel ähnliche Fälle gesehen habe, nichts vergleichbares, auch nichts annähernd ähnliches an menschlicher Größe im Leiden gesehen. Nur durfte ich darüber nicht vergessen, daß ich es mit einem schwer leidenden, auf das allerfurchtbarste dem Tode entgegenseiehenden Menschen zu tun hatte, der aller Menschlichkeiten voll war. Ich durfte mich bei aller Liebe, Verehrung und staunenden Bewunderung nicht dazu verführen lassen in ihm den Menschen zu vergessen.

29.

Einmal kam ich zu ihm vom Zahnarzt und erzählte, daß so eine kostspielige Behandlung einer chinesischen Folter doch in nichts nachstehe und daß ich auf dem Stuhl des Zahnarztes gegebenen Falles alles eingestünde, was man von mir verlange. Er antwortete tief überzeugt: „Ich nicht.“

30.

Rosenzweig war von meinem Buch: „Die ärztliche Diagnose“, die unmittelbar aus dem ärztlichen Handwerk heraus entstanden war, stark beeindruckt. Von meiner nächstfolgenden Schrift: „Ärztliches Denken“, in der ich mehr ins Gedankenspinnen geraten war, die bedeutende Philosophen beschäftigt, und von der ich aus bis zum heutigen Tage weitergebaut habe, hielt er wenig. Sie enttäuschte ihn. Daß ich mich aber später mit dem Fiktionalismus Vaihingers beschäftigte, den ich auch heute noch für eine sehr wesentliche Station auf unserem Wege und für eine große Leistung mit starker Auswirkung auf die Natur- und Geisteswissenschaften halte, nahm er mir richtig übel und hatte nur Spott und Hohn dafür. Für ihn war der Fiktionalismus eine Irrlehre, eine kaum neuartige oder auch nur originelle Spielart der idealistischen Philosophie.

31.

Am 15. Dezember 1922 wurde mein einziger Sohn Friedrich geboren. Rosenzweig fragte mich, ob ich ihn beschneiden lassen würde. Mir selbst war das damals unwichtig, es wäre mir nur gerade eben sympathisch gewesen. Aber meine Frau und meine ganze Familie, in der so etwas lange nicht mehr, auch nicht wie erwähnt, nach meiner Geburt, vorgekommen war, waren energisch gegen die Wiedereinführung des abergläubigen „barbarischen“ Brauchs. Da ich wußte, daß die Knäblein in seltenen Fällen diesem Ritual erliegen, fühlte ich mich nicht berechtigt meine Neigung dem Widerstand von Frau und Familie entgegenzustellen. Rosenzweig wurde, als ich ihm das entgegnete, zornig und grob und brachte es fertig, daß ich die Beschneidung anordnete. Sie wurde dann mit allem Ritual ausgeführt und mit einem unvergesslich schönen Fest gefeiert. Rosenzweig schenkte meinem Sohn Friedrich, der den jüdischen Namen Abraham empfing, eine schöne Menora mit einer hebräischen Inschrift am Fuße, die ich damals nicht lesen konnte. Sie wird jetzt von meiner Tochter Eva in Jerusalem aufbewahrt, da ich den kostbaren Gegenstand unserem ungewissen Schicksal nicht anvertrauen wollte. Infolge dessen kann ich den deutschen Wortlaut der hebräischen Inschrift, die ich damals nicht lesen konnte, nur ungefähr hinschreiben: „Am ersten der Wandertage wurdest du geboren, am achten in den Bund aufgenommen.“ Seit langem bin ich Rosenzweig für die Gewalt, die er mir damals antat, jeden Tag dankbar und mein Sohn desgleichen.

32.

Rosenzweig hatte viel Freude an unseren fünf schönen Kindern, von denen er die beiden jüngsten auch noch in den allerletzten Jahren zu den Feiertagen und zu den Geburtstagen Rafaels einzuladen pflegte. Sie waren nicht erschreckt von seinem Anblick. Besondere Freude hatte er an den weisen Aussprüchen meiner heute zweiunddreißigjährigen Tochter Eva, für deren Entwicklung sein Einfluß wichtig wurde. Ihren Ausspruch über die Antipoden, die nicht in den Weltenraum fallen: „Wo die Füße sind ist unten“ hat er geradezu ernst genommen.

33.

Von dem von ihm so hoch verehrten Rabbiner Nehemia Nobel sagte er unter vielem anderen: „Er hat weder mich noch das Lehrhaus je verstanden. Er fragt mich immer wieder: „Was machen ihre jüdischen Volksvorlesungen.“

34.

Von Anfang an befremdete mich Rosenzweigs Ausübung des Rituals. Es hatte nichts zwingendes für mich und ich fand auch seine Haltung gezwun-

gen. Ich gestand ihm wohl das Recht zu einer solchen Vergewaltigung seiner durch Erziehung und Umwelt gewordenen Form zu, aber für meine Person fürchtete ich mich vor der Theatralik, vor dem Spiel mit dem Heiligen, und also vor seiner Entweihung. Erst viel später, erst in den letzten Jahren, sind mir die Ritualien natürlich geworden und ich versuche mir und den meinen anzueignen, was die Umstände gestatten.

35.

Rosenzweig nahm das Ritual nicht allzu schwer. Als ein Mittel, nicht als den Zweck. Er aß außerhalb des Hauses, z. B. bei uns, alles. Er ließ sich die Möglichkeit frei, den koscheren Haushalt aufzugeben. Er sagte nur halb im Scherz: „Wenn mich die Orthodoxen zu sehr ärgern, dann gebe ich den koscheren Haushalt wieder auf, das wird sie sehr ärgern.“ Jedoch sagte er das halb im Scherz und mehr, weil er sich einer starken Macht sicher fühlte. Meine Frau glaubt sich zu erinnern, daß er sagte: „Den rituellen Haushalt führe ich vor allem deshalb, damit ein jeder bei mir essen kann.“ Jedenfalls legte er, wie aus vielen seiner Werke hervorgeht, deren ich mich im Wortlaut nicht mehr erinnere, den größten Wert darauf ein liberaler Jude zu sein. Aber er verstand darunter etwas anderes, als was man im allgemeinen unter dieser Bezeichnung versteht.

36.

Im Grunde stand Rosenzweig über der Orthodoxie und dem Liberalismus. Aber er nahm beide Richtungen in ihrer historischen Notwendigkeit sehr ernst. Das geht für mich ganz besonders daraus hervor, daß er mich veranlaßte vor allem den vorletzten und letzten Band der Graetzschen Geschichte, eines seiner schönen Geschenke an mich, zu lesen. Und außerdem daraus, daß ich am Ende des letzten Bandes von ihm diktiert fand: „

Schlußwort
zu Graetzens Geschichte der Juden
von Jehuda Halevi

Sonn', Mond, die beiden ziehn in Ewigkeit auf Wacht;
Tag, Nacht, ihr Gleichlauf wird nie aus dem Gleis gebracht.
Sinnbild verordnet sind dem Samen Jakobs sie,
Volk er in Ewigkeit und nie zunicht gemacht.
Fernt Gottes Linke sie, die Rechte bringt sie nah.
So haben auch in Not sie Lästrung nie gedacht.
Nein, fest vertrauen sie, daß in Ewigkeit sie, und
Daß nie ihr Ende kommt eh enden Tag und Nacht.

37.

Das beweist, daß ein orthodoxer Jude unrecht hatte, der mir einmal bitter sagte: „Ihr wollt ein neues, ein anderes Judentum. Das gibt es nicht.“

38.

Rosenzweig schenkte mir auch die große Ausgabe der Briefe Wilhelm v. Humboldts. Er hat mir dieses reiche Werk, das ich leider durch den letzten Krieg verlor, gewiß außer aus vielen anderen Gründen auch deshalb geschenkt, damit ich daraus ersähe, wie sehr mit dem Hirn und wie stark gegen das Herz die Väter der preußischen und der deutschen Judenemanzipationen dieses, ihr, Kind erzeugten.

39.

Aber auch Rosenzweig stammte u. a. aus dem Clan Wilhelm v. Humboldt. Bei Schelling fand ich manches, was mir die Terminologie des ersten Teils des Sterns erst verständlich machte.

40.

Ein großes Malheur entstand, nachdem die Übersetzung der ersten der Fünf Bücher erschienen war. Für mich war die Bibel die Lutherbibel. Ich fand die Übersetzung geschraubt und undeutsch, oft unverständlich. Ich witterte den sprachlichen Einfluß Stefan Georges, einem der wenigen Gegenstände meiner ausgesprochenen und unüberwindlichen Abneigung weit über das Sprachliche hinaus. Ich sah in der Übersetzung eine gekünstelte rein literarische Schöpfung voller Verstiegheiten und Gewaltsamkeiten. Anstelle des mir vertrauten klaren und einfachen deutschen Schrifttextes eine unschöne aesthetisierende schwülstige Verzerrung, statt einer Verdeutschung eine Entdeutschung. Das war mein Urteil an dem ich nichts ändern konnte. Ich hielt Rosenzweig gegenüber mit diesem Urteil nicht zurück. Er nahm es gleichmütig hin. Darauf erhielt ich von dem Herausgeber des Morgen, der ein Verehrer von Rosenzweig war, dem wohl bekannt war, daß ich der hebräischen Sprache unkundig war, die Aufforderung die Übersetzung zu besprechen. Ich sah darin nichts verfängliches. Ich schrieb in einer höflichen und ruhigen Form, was ich dachte, wie mir das anders ganz unmöglich gewesen wäre, auch wenn die Reinheit meines Verhältnisses zu Rosenzweig nicht noch einen besonderen Grund abgeben, mir noch einen besonderen Zwang auferlegt hätte. Vielleicht unter Verkennung der Umstände schob ich Rosenzweig und nicht Buber den entscheidenden Einfluß auf das Zustandekommen des Werkes zu. Ich sah im Stil seine Gewaltsamkeiten und seine Unkonzilianz. Daß mir der Urtext unzugänglich war, schrieb ich natürlich

ausdrücklich dazu. Buber griff mich daraufhin im Morgen heftig an, wobei er mir, da sich über den Geschmack nicht streiten läßt, im wesentlichen vorwarf, daß ich eine Übersetzung beurteilt hatte, ohne den Urtext zu verstehen. Das war ein unhaltbarer Standpunkt, den man im allgemeinen nicht gelten lassen kann. Es gibt fremdsprachliche Werke, die in die eigene Sprache aufgenommen sind, die in dieser Sprache ein Eigenleben führen. Wenn heute ein neuer deutscher Homer oder Shakespeare erscheint, wird ihn nicht nur der beurteilen, der griechisch oder englisch versteht, sondern mit ebenso gutem Recht auch der, dem der alte Homer und der alte Shakespeare in der eigenen Sprache ein lieber und vertrauter Besitz ist. Man kann diese Stimmen der Kritik unmöglich unterdrücken. Was aber von dem deutschen Homer und Shakespeare gilt, das gilt von der Heiligen Schrift noch ganz unvergleichlich mehr. Nur muß der Rezensent deutlich hinschreiben, daß er die Ursprache nicht versteht und nicht die Beschaffenheit der Übersetzung aus einer Sprache in die andere beurteilt sondern einzig und allein den vorgelegten Text. Nach meiner Erinnerung habe ich auf den Angriff Bubers nur leichthin geantwortet, da ich die Sache nicht auf die Spitze treiben wollte. Das war also weiter nicht schlimm. Schlimm war, daß Rosenzweig mir diese Veröffentlichung so übel nahm, daß es darüber um ein Haar zum Bruch gekommen wäre. Schließlich vermittelten die Frauen, seine Mutter, seine Frau und meine Frau. Rosenzweig sagte zu meiner Frau: „Ihr Mann hat vollständig unrecht“. Dann gab er die schwere Verständlichkeit der Übersetzung zu. Wer sie verstehen wolle, solle den hebräischen Text zur Hand nehmen. Es komme ihm nur darauf an, den Leser zum Urtext hinzuführen. Meine Frau erwiderte, was zu erwidern war, Rosenzweig wurde milder und schloß das Gespräch mit den Worten: „Grüßen sie ihren Mann, die Hauptsache ist die Freundschaft.“ So war also dieses beigelegt und spielte von nun an keine Rolle mehr.

Auch heute noch lese ich die Lutherbibel, wenn ich die Bibel auf deutsch lesen will. Ich habe in der Zwischenzeit begriffen, daß man auf deutsch nur deutsche Dinge, auf französisch nur französische sagen kann und erlebe nun täglich, daß man auch auf russisch nur russisch sprechen kann. Aber es ist mir mittlerweile wirklich gelungen mit Hilfe der Buber-Rosenzweig Übersetzung in den Urtext einzudringen. Ich bin täglich aufs neue überrascht von der sorgfältigen Treue, mit der hier der Urtext, nach Wortlaut Bedeutung und Sinn wiedergegeben ist. Mir steht heute, hier in meiner Vereinsamung außer dem hebräischen Text, die griechische Septuaginta, die lateinische Vulgata und der Luthertext in alter und in neueren Formen zur Verfügung. Keine dieser Übersetzungen kann sich an Treue mit der Buber-Rosenzweig

Übersetzung vergleichen. Sie ist eine Transposition des hebräischen Textes in die deutsche Sprache, richtiger noch unter Benutzung der deutschen Sprache, und infolge dessen für einen deutschsprachigen Menschen eine unschätzbare Erleichterung, in den Urtext einzudringen. Das hatte ich nicht gewußt und nicht wissen können und von hier aus gesehen hatte Buber damals Recht und ich Unrecht. Auch bin ich seitdem gegen die Lutherbibel, gegen diese gewaltige deutsche Sprachschöpfung, in einer gewissen Weise mißtrauisch geworden. Weniger wegen der vielen Ungenauigkeiten und Fehler der Übersetzung, weit mehr, weil sie ein deutsches und ein christlich-protestantisches Buch ist und sein muß, weil gerade darin ihre Kraft, ihr Blut, ihr Geist und ihre Seele liegt. Gerade darum ist heute für mich der hebräische Urtext der einzig verbindliche geworden.

41.

Auf die enge Freundschaft, die Rosenzweig mit Buber immer enger verband, war ich eifersüchtig. Ich unterschätzte Buber und verstand ihn nicht. Ich hielt ihn mehr für einen Literaten. Die chassidischen Übersetzungen hatten keinen Eindruck auf mich gemacht. Sie erschienen mir dünn. Ich glaube auch heute, daß es unmöglich ist, diese exotische Frömmigkeit aus ihrer östlichen Heimat wie Pflanzen in schön bedruckte Bücher für ein westliches gebildetes Publikum zu pressen. Heute verstehe ich das alles und wenn ich es bis dahin nicht verstanden hätte, so wäre es mir nach dem letzten Jom Kippur in den engen nur aus zwei Zimmern und einem schmalen Vorraum bestehenden Bauernhäuschen welches unsere Synagoge (mit der von Russen vor den Deutschen geretteten Thorarolle – der Rabbiner und seine ganze Familie wurde ermordet) darstellt, aufgegangen, als wir beim Schein einiger Kerzen, denn das elektrische Licht funktionierte gerade nicht, bei Wein und Gebäck, bei reichlich Wein und auch Wodka, zusammensaßen. Dem war ohne Rabbiner und ohne geschulten Vorsänger aber mit schönen erhaltenen alten großdruckigen reinhebräischen Gebetbüchern ein Gottesdienst vorausgegangen, der an Stärke des Ergreifens alles übertraf was ich im Westen je gesehen, der zwingender war als rauschender Musik, als Gold und Farbe, als die herrlichste Predigt es hätte sein können, unmittelbarer und nachhaltiger. Ganz ungezwungen, nichts von außen, alles von innen. Auf diese Weise habe ich die chassidischen Bücher von Buber im Verlauf von Jahren sehr nachträglich verstehen lernen. Den „Juden“ Bubers hatte ich leider versäumt einigermaßen eifrig zu lesen, so lieb mir die Richtung war. Die Bibelübersetzung hatte ich also aus Unwissenheit von einem falschen Gesichtspunkt aus irrig beurteilt. Das „Ich und das Du“ drang, als ich es zuerst in Deutsch-

land las, nicht in mein Bewußtsein ein. Es hat mich auch erst hier tief beeindruckt, aber als ich von hier aus Buber darum bat, muß es infolge einer verwandten Tätigkeit auf einem anderen Gebiet aus meinem Unterbewußtsein aufgetaucht sein.

42.

Als ich Rosenzweig kennen lernte, näherte ich mich dem vierzigsten Lebensjahr. Ich glaubte abgeschlossen zu sein. Nach den Einflüssen in der Kindheit und Jugend hatten mich nur noch einige wenige meiner medizinischen Lehrer stark beeinflusst, d. h. gebildet und geformt. Desgleichen einige vitalistische Philosophen durch ihre Schriften. Nun war, wider alles Erwarten, der entscheidende Einfluß so spät noch gekommen, dazu von einem jüngeren Mann her, dazu von einem so widersätzlichen Menschen, mit dem es mir unmöglich war in irgendeiner Beziehung in Frieden zu leben. Dabei verband uns, obwohl das unvereinbar zu sein scheint, eine ganz natürliche harmlose Freundschaft. Er gehörte zu den Freunden, die man wie zur eigenen Familie zählt, an deren Schicksalen man denselben Anteil nimmt. Es kam wie von selbst, daß ich diese Anteilnahme auch auf seine Familie ausdehnte, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Persönliche Verstimmungen, Empfindlichkeiten, Gereiztheiten hat es, trotz allem zwischen uns nie gegeben. Es handelte sich immer um Differenzen und Konflikte. Auch war diese Freundschaft von allem schwärmerischen weit entfernt und keiner Frauenliebe verwandt, wenn auch nicht weniger kostbar. So liebe ich ihn auch noch heute im Geist. Infolge dessen bin ich ganz außer stande sein Maß und seine Größe zu beurteilen. Es fehlt mir auch heute noch die Distanz. Aber einiges wenige glaube ich doch konstatieren zu können. Da ist zu allererst die Bewunderung, die Verehrung des schwerstleidenden, des sieben Jahre lang raffiniert gefolterten Menschen über allen Zweifel erhaben. Er war mit dieser Kraft nicht der erste und wird nicht der letzte sein. Aber nur wenige Menschen werden, auch in einem langen ärztlichen Leben, Gelegenheit haben etwas ähnliches zu erleben. Dulder, die doch auch bewunderungswürdig und verehrungswürdig sind, habe ich nicht wenige gesehen. Aber Rosenzweig war kein Dulder sondern ein höchst ungeduldiger Patient. Er war viel mehr. Er erlebte ein reiches, tätiges, gepflegtes und sogar genießerisches, sich auswirkendes Leben, ein geradezu gesteigertes persönliches Leben unter Umständen weiter und weiter, unter denen ihm das kein zweiter, den ich kannte oder den ich mir vorstellen kann, nachgemacht hätte. Obwohl er sich weder in das Leiden ergeben noch mit dem Tod abgefunden hatte. Ein anderer in diesem Zustand liegt als ein lebender Leichnam in seinem Bett, ein Gegen-

stand der Barmherzigkeit. Er brachte es mit all seinen Behelfen und durch die große Leistung seiner Frau fertig, am Arbeitstisch zu sitzen und als Mittelpunkt nicht weniger Menschen zu leben und zu wirken. Hier konnte keine Barmherzigkeit auf ihre Kosten kommen, sie mußte hier beschämt die Segel streichen.

Zweitens fing mit ihm etwas neues an, eine andere Weise das Leben zu leben, wie wir sie vorher nicht gekannt hatten. Es ist mir nicht gegeben, diese neue Weise in Begriffe zu fassen, es ist auch nicht meine Absicht den Versuch zu wagen. In Begriffe fassen kann man eine Lehre, ein System, allenfalls eine Methode. Etwas Persönliches kann man wegen seiner Einmaligkeit nicht in Begriffe fassen. Man kann es kaum beschreiben – kein mir bekanntes Porträt oder Denkmal gibt eine große oder kleine Persönlichkeit wieder – man kann das Persönliche nur erleben. Sein Wesen, seine Weise, verband Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einer neuen Einheit, zu einem Leben, das so mehr war, als es sonst gewesen wäre.

Drittens oder auch erstens oder zweitens, ich vermag auch das nicht zu entscheiden, handelte es sich um unser jüdisches Schicksal, gerade um dieses, nicht aber um Judentum oder Geschick des Volkes Israel. Was war uns „das“ vorher gewesen? Das zentrale, höchst problematische Problem unseres Daseins, eine Theorie, ein System, eine Moral, eine Behinderung, für viele eine Lust, für nicht wenige eine Krankheit, für andere eine Formalität, ein pietätvoll oder abergläubig gehegter Mechanismus, den Kinder oder Enkel zum alten Eisen werfen werden, denn es gab kein verlässliches Band mehr. Vor allem aber eine unlösbare Frage. Auf diese Frage hat er uns durch sein Buch, seine Schriften, vor allem aber durch seine Person eine einfache Antwort gegeben, die man im „Stern“ nachlesen kann. Dieses Buch zeichnet sich nicht zum wenigsten dadurch aus, daß es sich nicht mit dem Judenhaß, nicht mit dem altmodischen Rieschen und nicht mit dem modernen Antisemitismus und auch nicht mit Rassenfragen beschäftigt. Ich glaube, daß Rosenzweig mit ungewöhnlicher Klarheit voraussah, was kommen sollte. Dieses Wissen war der archimedische Punkt, an dem er den Hebel ansetzte. Er hat uns für das Unabwendbare, das kommen sollte, gerüstet. Er hat uns Überlebenden die Welt gezeigt, in der wir unser Leben zu erfüllen haben.

43.

Rosenzweig ist der einzige mir bekannte Jude, der die Völker der Welt so ernst genommen hat wie uns selber. Das ist eine revolutionäre Tat, deren Auswirkung ich nicht absehe.

Zu meinen persönlichen Erinnerungen an Franz Rosenzweig gehört auch heute noch und vielleicht heute mehr denn je, daß dieser jüdischste aller mir bekannten Juden, ein deutscher Jude gewesen ist und auch nicht als ein Jude anderer Art vorgestellt werden kann. Auch dies scheint mir keine Zufälligkeit zu sein, die man bis zum heutigen Tag vernachlässigen kann.

Essentuki i. Kaukasus

1. Februar 1948

Richard Koch